

Studien zu Schillers Wallenstein.

I

Die Bedeutung des Gesprächs zwischen Wallenstein und Max, Wallensteins Tod II, 2.

Im Verlaufe des fünften Aufzuges der Piccolomini erhält Max von seinem Vater die erste Aufklärung über Wallensteins verräterische Absichten. Er glaubt weder den Worten noch den zu rechter Stunde erscheinenden Beweisen Octavios, sondern entschließt sich kurz, sogleich selber zum Herzog zu gehen, um aus dessen eigenem Munde die Wahrheit zu hören. Er läßt sich bei ihm melden, wird aber nicht angenommen; denn seine Ankunft fällt gerade in jenen verhängnisvollen Augenblick, in dem die Gräfin Terzky sich anschickt, das Werk zu vollenden, das den Männern aus der Umgebung Wallensteins nicht gelungen ist: ihm den Entschluß zum sofortigen Handeln aus der Seele zu reißen.

Zwar ist der Herzog nicht abgeneigt, seinen jungen Freund zu empfangen¹⁾ — sah er doch in ihm eine willkommene Ableitung, einen Schutz gegen die gefürchtete Zunge der Gräfin — aber diese setzt seine Abweisung durch. Sie irrt freilich dabei in der Annahme dessen, was Max hertreibt: sie meint nämlich, er komme, um Theklas Hand vom Vater zu erbitten, und rät deshalb spöttisch-lachend ihrem Schwager, den jungen Mann vorläufig nicht anzunehmen: er könne erwarten, was er bringe. Aber hätte sie gar eine Ahnung davon gehabt, was Max wirklich von Wallenstein wollte, so hätte sie ihn erst recht ferngehalten; denn eine Störung ihrer Kreise mußte sie unter allen Umständen jetzt verhindern. So kommt sie zum Ziele: von ihren wohlberechneten Worten wie von Peitschenhieben getroffen, von ihrer geschickten Beleuchtung der Sachlage geblendet, findet sich der Fürst wieder und damit seine alte Entschlossenheit, die ihm unter dem Zwange der auf ihn einstürmenden neuen Begebenheiten — Sesins Gefangennahme und die hochgespannten Forderungen der Schweden — und der daraus sich ergebenden moralischen Anwandlungen zeitweise abhanden gekommen war: er leitet den Abfall vom Kaiser ein, d. h. er schließt mit den Schweden ab und sendet zugleich Boten nach Prag und Eger, die den Befehl der Uebergabe dieser Plätze, ganz oder zum Teil, in der Schweden Hände schleunigst überbringen und sich der Truppen für den Herzog versichern sollen. Erst nachdem der Abfall Wallensteins vom Kaiser glücklich eingeleitet ist, wird Max vorgelassen (W. T. II, 2). Vergeblich bemüht er sich, den Feldherrn zu bewegen, sein Unternehmen aufzugeben: er

¹⁾ Nach einer älteren Fassung war er sogar geneigt, ihn ausdrücklich rufen zu lassen, nachdem er die ersten Beweise von der Überredungskunst der Gräfin erhalten hatte.

muß am Schlusse der Unterredung erkennen, daß seine Bemühungen einerseits an der tiefsten Weltanschauung Wallensteins scheitern müssen und anderseits deshalb nicht mehr Erfolg haben können, weil eben die ersten Schritte zum Abfall schon geschehen sind. Er verläßt den Herzog in der heftigsten Bewegung.

Es ist nun die Frage: welches ist die Bedeutung dieses Auftritts? Soweit ich sehe, sind die Meinungen darüber geteilt. Fielitz, der als den dramatisch-tragischen Grundgedanken der Wallensteindichtung das ansieht, daß eine Warnung an Wallenstein von bedeutsamster Stelle zu spät kommen muß, sieht in diesem Auftritte nur die Gelegenheit, dies Zuspät dem Zuschauer mit aller Schärfe zum Bewußtsein zu bringen. Dabei fassen er und andere, z. B. Bellermann, Bulthaupt, Walzel, die Bedeutung dieses Auftritts auch noch dahin auf, daß der Dichter uns darin die Wurzeln eines letzten Schwankens des Fürsten zeigen wolle, das er im nächsten Auftritte dann zum Ausdruck bringe. Doch tritt diese Auffassung hinter einer anderen stark zurück, die auch Kühnemann vertritt. Ihr schließe ich mich an und suche sie nur in einigen Stücken zu ergänzen. Aber zuvor will ich jene Ansicht von einem letzten Schwanken Wallensteins auf ihre Berechtigung hin prüfen. Sie beruht besonders auf der Frage des Herzogs an Terzky im dritten Auftritte des zweiten Aufzuges: «Wo ist der Wrangel?» Bulthaupt, der mir der angedeuteten Auffassung den schärfsten Ausdruck gegeben zu haben scheint, glaubt, daß in dieser Frage «ohne allen Zweifel» der Vorsatz liege, «die geschlossene Uebereinkunft zu widerrufen». Auf den ersten Blick «mags leidlich scheinen»; vergewärtigen wir uns aber einmal die Lage! Am Schlusse des Gespräches (II, 2) macht Schiller die Bemerkung: «Max, der bisher in einem schmerzvollen Kampfe gestanden, geht schnell ab. Wallenstein sieht ihm verwundert und betroffen nach und steht in tiefe Gedanken verloren». Dann beginnt der dritte Auftritt, Terzky kommt und fragt: «Max Piccolomini verließ dich eben?» Wallenstein antwortet nicht auf diese Frage, sondern stellt die Gegenfrage: «Wo ist der Wrangel?» Terzky: «Fort ist er.» Wallenstein: «So eilig?» Dann berichtet Terzky von Wrangels plötzlichem Verschwinden:

«Es war, als ob die Erd' ihn eingeschluckt,
Er war kaum von dir weg, als ich ihm nachging,
Ich hatt' ihn noch zu sprechen, doch — weg war er,
Und niemand wußte mir von ihm zu sagen.
Ich glaub', es ist der Schwarze selbst gewesen,
Ein Mensch kann nicht auf einmal so verschwinden.»

Von Wrangel ist ferner keine Rede mehr: das Gespräch wird durch den hinzukommenden Illo auf Octavio gelenkt und bleibt bis zum Schlusse des Auftritts dabei, gipfelnd in Wallensteins wundervoller Erzählung seines Traumes vor der Lützener Schlacht.

Für beachtenswert halte ich zunächst die Bemerkung am Schlusse des zweiten Auftritts, dann natürlich die Frage Wallensteins nach Wrangel und endlich seinen erstaunter Ausruf: «So eilig?» Dies alles zusammen: das Gespräch mit Max, das den Herzog, wie die Bemerkung zeigt, in besonderer Weise berührt hat, und unmittelbar danach jene Fragen, kann auf den ersten Blick wirklich die Ansicht auf-

kommen lassen, Wallenstein wolle — veranlaßt durch Maxens eindrucksvolle Worte — die Verhandlungen mit den Schweden wieder aufnehmen, vielleicht gar den Abschluß des Vertrages rückgängig machen und — zum Kaiser zurückkehren. Eine besonnene Erwägung der Folgen einer Rückberufung Wrangels und einer Wiederaufnahme der Verhandlungen zeigt m. E. die Unmöglichkeit dieser Auffassung.

Vergegenwärtigen wir uns doch nur, was inzwischen geschehen ist! Der Herzog hat Boten nach Eger und Prag geschickt, eilende Boten; denn Wrangel hat am Schlusse seines Gesprächs mit ihm die ganze Angelegenheit als recht eilig bezeichnet. Sie einzuholen hat schon Wallenstein im Verlaufe seiner Unterredung mit Max für unmöglich erklärt, und inzwischen sind diese Eilenden immer weiter geritten, und die Möglichkeit, sie zurück zu rufen, ist demnach immer geringer geworden. Ehe nachgesandte Reiter sie eingeholt hätten, wäre sicher schon etwas geschehen, was unter keinen Umständen hätte ungeschehen gemacht werden können, ohne die größten Verwicklungen herbeizuführen. Aber vor allem: was in Maxens Worten hätte denn eine so umstimmende, die tiefsten Erwägungen Wallensteins und seine daraus hervorgehenden Entschlüsse und Handlungen erschütternde Wirkung hervorbringen sollen? Ich finde, Max hat nichts Neues zur Sache vorgebracht! Alles, was er sagt, wird vom Herzog leicht zurückgewiesen auf Grund seiner Weltanschauung und schließlich auf Grund der vollzogenen Tatsachen: der eingeleiteten Schritte zum Abfall. Was weiß denn Max anzuführen, um die im tiefsten Grunde des Wallensteinschen Wesens verankerten Anschauungen zu stürzen? Den Vorwurf des Verrates, den Hinweis auf eine furchtbare Gefahr und den gutgemeinten Vorschlag, nun auch einmal sich selber zu leben.

Daß er einen Verrat und damit — «vor dem ganz gemeinen moralischen Urteil» — vielleicht ein Verbrechen beging, wußte der Herzog selber; denn er hatte es sich noch kurz vorher klar gemacht. Er hatte aber zugleich das Furchtbare daran, wenn auch erst nach heftigem Kampfe, überwunden, nachdem ihm die Gräfin mit unerbittlicher Logik sein wahres Verhältnis zum Kaiser ins richtige Licht gerückt hatte. Auch wir werden der Gräfin im wesentlichen zustimmen und damit zugeben müssen, daß Wallensteins Tat in dieser durchaus nicht unberechtigten Beleuchtung sehr den Wesenszug des Verbrechens verliert und eher in die Kreise der großen, entscheidungsvollen Taten des weltgeschichtlichen Verlaufs rückt, zumal wenn wir die Minderwertigkeit der kleinlichen, eigen-süchtigen, katholisch-unduldsamen Politik des Hauses Habsburg an der großgedachten Friedenspolitik Wallensteins und seiner religiösen Weitherzigkeit messen. Wir sehen dann im Herzog viel weniger den Abtrünnigen als vielmehr den ebenbürtigen Gegner, den Vollzieher von folgenschweren Geboten einer höheren sittlichen Weltordnung.

Daß er sich ferner mit seinem Unternehmen in eine furchtbare Gefahr begab, wußte Wallenstein auch: er hatte es sich ebenfalls vorher — in seinem Selbstgespräche vor der Unterredung mit Wrangel — selbst gesagt und es ausgesprochen, sogleich nachdem er sich zu dem entscheidenden Entschlusse hindurchgerungen hatte; denn jeder Vernünftige wird wissen, daß mit Unternehmungen von solcher Größe auch immer die größten Gefahren unauflöslich verknüpft sein müssen: also auch der Gedanke war ihm nichts Neues und mußte seine Schrecken für ihn verloren haben. Und das mit Recht;

denn wenn sich alle großen Männer der Weltgeschichte vor den möglichen Folgen ihrer kühnen und überkühnen Taten gefürchtet hätten, so wäre gewiß wenig unternommen und die geschichtliche Entwicklung um viele Schritte zurückgeblieben! Schließlich: der gutgemeinte Vorschlag, sich selbst zu leben, verlockender gemacht durch das Versprechen, ihn zu begleiten, sein (Maxens) Schicksal niemals von dem seinen (des Herzogs) zu trennen: wie hätte der gerade eine Umkehr in Wallenstein hervorbringen sollen? Auch die Gräfin hatte ihm schon das ruhige, friedliche (und nichtige!) Bild seiner Zukunft gezeigt, wenn er den Feldherrnstab niederlegte, und damit — und anderes hatte sie mit ihrer Schilderung auch nicht bezweckt — nur den aus Wallensteins tiefster Ueberzeugung stammenden Ausruf ausgelöst:

«Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet». Und
 «Eh ich sinke in die Nichtigkeit, eh mich die Welt mit jenen Elenden
 Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
 Eh spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
 Mit Abscheu aus, und Friedland sei die Losung,
 Für jede fluchenswerte Tat.»

Und Wallenstein sprach hier aus eigenster Erfahrung: hatte er doch das ihm Verächtliche eines solchen Scheindaseins schon einmal an sich selbst erlebt! Und nur der eine Gedanke hatte ihm damals die aufgezwungene Muße nach dem Sturze auf dem Regensburger Tage erträglich machen können, daß auch für ihn noch einmal der Tag der Vergeltung kommen werde. — Ging er jetzt und unter diesen Umständen in die von Max so idyllisch ausgemalte Selbstverbannung, so durfte er auf eine zweite Rückberufung ganz gewiß nicht rechnen. So schneiden denn Wallensteins Worte jeden Einwurf Maxens ab, und zwar für immer, Worte, die aus der tiefsten Tiefe seiner Lebens- und Weltanschauung geschöpft und deshalb unwiderleglich sind:

«Ergib dich drein. Wir handeln, wie wir müssen.
 So laß uns das Notwendige mit Würde
 Und festem Schritte tun!»

Und nun überlege man sich einmal, ob Wallenstein diese, seine äußere Würde, auf die er so viel gibt, hätte behaupten können, wenn er («durch einen Knaben weich gemacht») die gefaßten Entschlüsse aufgegeben, Wrangel zurückgerufen und alles rückgängig gemacht hätte, was zu gutem Ausgange eingeleitet war! Ich meine, der Dichter hätte seinen Wallenstein bei Freund und Feind lächerlich gemacht, ihn, der schon bei den zielbewußten Schweden im Geruche des Zauderns stand und sich sagen lassen mußte, daß ein solches Unternehmen «durch rasche Tat nur glücken» könne. Er hätte ihn aber auch in unsern Augen lächerlich gemacht, wenn er ihn auch nur einen Augenblick lang den Gedanken an eine Änderung seiner Entschlüsse, die vernünftigerweise garnicht mehr zu ändern waren, hätte fassen lassen.

Und noch etwas! Wenn Wallenstein wirklich, wie behauptet wird, von Maxens Worten erschüttert wäre und nun Wrangel hätte zurückrufen wollen, — wenn es ihm damit Ernst gewesen wäre — warum läßt denn der Dichter ihn diesem Gedanken nicht länger und schärfer nachgehen, warum geschieht denn nichts zu seiner Verwirk-

lichung? Aus den beiden kurzen, hingeworfenen Fragen des Herzogs, denen ein weiteres Eingehen auf die Sache und ein Sichäußern über die Sache gar nicht folgt, solche Schlüsse zu ziehen, wie Bulthaupt z. B. tut, halte ich für ganz unberechtigt. Was aber haben denn nun die Bemerkung einerseits und die beiden kurzen Fragen andererseits zu bedeuten? Die Bemerkung fasse ich so auf, daß Wallenstein Max deshalb «verwundert» und «betroffen» nachsieht, weil er auf eine solche Entscheidung und solche Entschiedenheit Maxens nicht gefaßt war. Das müßte kein Wallenstein sein, der seinen Worten nicht das allergrößte Gewicht, seinen Gründen nicht die überzeugendste Kraft beimäße; und nun gar diesem Jüngling gegenüber, den er als seinen begeisterten Verehrer, als «sein Geschöpf» kennt, den er zwar liebt, aber doch für einen jungen Menschen hält, mit dem man nicht überlegt und berät, sondern den man kurzer Hand vor die vollendete Tatsache stellt:

«. . . Nicht eher wollt' ich dir's eröffnen,
Als bis des Handelns Stunde würde schlagen.»

Wallenstein kann es sich nicht denken, daß auf diesen halben Knaben, dessen Worte in des Herzogs Schätzung so leicht wiegen, seine bedeutungsvollen, aus tiefster Weltanschauung geschöpften Worte so gar keinen Eindruck gemacht haben sollen! Deshalb ist er — und mit Recht — «verwundert und betroffen», nicht aber erschüttert oder etwas dem Ähnliches: die vom Dichter gewählten Worte sprechen hier m. E. eine sehr deutliche Sprache.

Seine tiefen Gedanken, in die der Dichter ihn nun «verloren» sein läßt, wage ich natürlich nicht zu deuten; aber daß sie sich nicht um Wrangels Rückberufung drehen können, das ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Vielleicht malt er sich aus, was die Abwendung Maxens von ihm für Folgen für ihn haben kann, wie sie sich vollziehen wird, ob sie sich überhaupt vollziehen wird.

Und nun zu den Fragen (II, 3)!

Wir könnten ja einfach annehmen, daß dem Herzoge noch etwas eingefallen wäre, was er Wrangel gern gesagt oder gefragt hätte; er läßt es fallen, da es nicht wichtig genug war, um ihn deshalb zurückrufen zu lassen. Auch Terzky hatte Wrangel ja noch zu sprechen und war ihm nachgegangen, wie Wallenstein ihm nachfragt — auch vergeblich! Man könnte vielleicht auch meinen, der Dichter habe gern das wunderbare Verschwinden Wrangels dem Leser zum Bewußtsein bringen und damit der weitverbreiteten Anschauung Ausdruck geben wollen (wie es auch im «Lager» geschieht!), daß der Herzog mit geheimnisvollen Mächten in Verbindung stehe, vielleicht gar mit solchen, die es darauf angelegt hätten, ihn zu verlocken und dann zu verderben. Man könnte dann Terzkys Worte mit denen Maxens im Gespräch mit Wallenstein in Verbindung bringen: «Fürchte diese falschen Mächte» — «es sind Lügengeister, die dich berückend in den Abgrund ziehen». Hier taucht nun solch ein Lügengeist in der Gestalt Wrangels auf; meint doch auch Terzky — aber der ist freilich etwas einfältig! — es sei «der Schwarze» selbst gewesen. Doch auch dieser Gedanke scheint mir nicht der Erörterung wert — ich will ihn nur angedeutet haben. Ich denke mir eine andere Bedeutung der Fragen. Terzky stürmt mit dem Ausruf herein: «Max Piccolomini ver-

ließ dich eben?» Und Wallenstein fürchtet — denn er kennt die Abneigung seiner nächsten Umgebung gegen die Piccolomini und ihre Freude daran, sie ihm fortdauernd verdächtig zu machen — nun wieder eine Erörterung über seine Lieblinge; er mag aber nicht fortwährend über sie klagen hören, hat ja schon vordem solche Klagen und Verdächtigungen ärgerlich zurückgewiesen (Picc. II, 6) und will deshalb Terzky ablenken. Es gelingt ihm — Terzky beißt an den ihm hingeworfenen Köder an und berichtet von dem rätselhaften Verschwinden Wrangels. Da aber kommt Illo, und der unglückliche Feldherr entgeht seinem Schicksal doch nicht, über die Piccolomini, wenigstens über Octavio, noch allerlei ihm Unerquickliches anhören und zu seiner Verteidigung kraftvoll das Wort nehmen zu müssen. So ist die Erwähnung Maxens, die noch glücklich von Wallenstein pariert wird, nur die Überleitung zu dem inhaltreichen, für die Analysis der Handlung höchst bedeutungsvollen (vergl. Kühnemann, die Komposition des Wallenstein!) Gespräche über Octavio. Einen anderen Sinn kann ich in den Worten nicht sehen und — ich wiederhole es nochmals — halte eine Wiederaufnahme der Verhandlungen aus sachlichen und dramatisch-technischen Gründen für ausgeschlossen und unmöglich; demgemäß kann ich auch dem Gespräche II, 2 keine, ein letztes Schwanken vorbereitende oder hervorbringende Bedeutung zuschreiben. M. E. hat es eine dreifache andere Bedeutung und zwar zunächst die: «das ganz gemeine moralische Urteil über das Wallensteinsche Verbrechen auszusprechen.» Diese Bedeutung will, wie ich mit Bellermann und Kühnemann annehme, Schiller selbst dem Gespräche beigelegt wissen, wenn er die eben angeführten Worte an Goethe schreibt.

Aber diese Worte werden nicht allgemein auf das Gespräch II, 2 bezogen: Fielitz und später auch Düntzer, der anfangs anders darüber dachte, beziehen sie auf einen anderen Auftritt.

Hören wir zunächst die verschiedenen Meinungen! Fielitz stützt seine Auffassung auf einige Bemerkungen Schillers zur Entstehung seines Dramas, besonders zu dem Gedanken der Teilung der Gesamttragödie in zwei Stücke. Goethe habe schon am 2. Dezember 1797 die Teilung angeregt; dann hätten die beiden Dichter diese Aufgabe besprochen, als Schiller vom 10.—15. September 1798 bei Goethe in Weimar war, und endlich habe Schiller nach einer weiteren Besprechung mit Goethe vom 22. September bis 1. Oktober in Jena den Entschluß der Teilung gefaßt. Schiller schreibt nämlich am 30. September 1798 von «zwei letzten Stücken», von denen jedes fünf Aufzüge habe; er fährt fort: «und dabei ist der glückliche Umstand, daß zwischen den Akten die Szene nie verändert wird». Ähnlich schreibt er auch an Iffland am 15. Oktober. «Die Dichtung wird in allen drei Stücken nicht anders als zwischen den Akten verändert.» Auf diesen Worten Schillers baut nun Fielitz seine Behauptung auf und führt den Beweis folgendermaßen. Die Bemerkung Schillers treffe heute nur noch auf die Piccolomini zu, für Wallensteins Tod werde sie durch II, 4; III, 13; IV, 9 und V, 3 widerlegt. Folglich hätten am 15. Oktober 1798, als der Brief an Iffland geschrieben wurde, im 2. Aufzuge noch die Auftritte fehlen müssen, die die Einheit der Szene störten; also entweder die Auftritte Wallenstein mit Octavio, Wallenstein mit Illo und Terzky und Wallenstein mit Max — oder die Octavio mit Isolani, Octavio mit Buttler

und Octavio mit Max. Bei dieser Wahl könne die Entscheidung nicht schwer sein: natürlich hätten jene noch gefehlt haben müssen; denn diese seien für den Gang der Handlung notwendig, jene entbehrlich. Haben sie aber am 15. Oktober 1798 gefehlt, so doch wohl ganz sicher am 27. Februar 1798, als jener Brief geschrieben wurde, in dem Schiller seine Freude ausspricht, «eine Situation beendet zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moralische Urteil über das Wallensteinsche Verbrechen auszusprechen». Diese Worte bezieht Fielitz nunmehr auf das Gespräch Gordons mit Buttler, IV, 2 und führt als Beweis dafür einen Brief Schillers an Iffland an, in dem es heißt: «Gordon spricht die Empfindung, ich möchte sagen, die Moral des Stückes aus.»

Wie schon gesagt, kann ich diesen Beweis nicht für überzeugend halten und will zunächst anführen, was Bellermann und Kühnemann dagegen zu sagen haben. Bellermann stimmt zwar darin mit Fielitz überein, daß auch er den Entschluß zur Teilung in den September 1798 setzt — auf Grund des Briefes vom 30. September an Körner: «nach reifer Überlegung und vielen Konferenzen mit Goethe». Die Einteilung sei dann so gemacht, wie sie jetzt vorliegt. Freilich sei das dritte Stück damals noch unfertig gewesen; denn Schiller rühme den «glücklichen Umstand», daß in beiden (letzten) Stücken zwischen den Akten die Szene nie verändert werde, und zieht dann ebenfalls den diese Nachricht bestätigenden Brief an Iffland heran. Jetzt aber schließt er anders: das *passé* nur auf Piccolomini und Wallensteins Tod I. Die Aufzüge 2—5 dieses Stückes hätten je zwei Auftritte, es verändere sich also in ihnen die Szene. Nun wüßten wir aber nur von zwei Szenen bestimmt ihre spätere Entstehung anzugeben, nämlich V. 1 und 2, das Gespräch Buttlers mit Macdonald und Deveroux (vergl. Brief an Goethe 8. 3. 99). Ein Fehlen der von Fielitz als noch nicht geschrieben bezeichneten Auftritte sei indessen daraus noch nicht nachzuweisen, vielmehr müsse Schiller auch damals schon an solche Szenen gedacht haben; denn sie seien alle wichtige Bestandteile. Natürlich hätten sie anders angeordnet sein müssen: man könne sich z. B. denken, daß unser Gespräch zwischen Wallenstein und Max unmittelbar an I. 7 angeschlossen gewesen wäre. Selbstverständlich hätten bei dieser Annahme die Stellen über den Abschluß mit den Schweden noch haben fehlen müssen. Die Worte des Februarbriefes auf IV, 2 zu beziehen, gehe wohl kaum an; denn dieser Auftritt sei schwerlich im Februar 98 schon in Arbeit gewesen. Dafür könne als Beweis gelten, daß, als Goethe am 20. März 1798 nach Jena kam, ihm Schiller die drei ersten Aufzüge — also bis W. T. II, Schluß — vorgelesen habe, die auch noch nicht einmal ganz fertig waren. Die Gordonszene gehöre aber dem damaligen fünften Aufzuge an, von dessen Inangriffnahme wir erst im Mai hörten. Ferner passe das Geistreiche und Poetische der Behandlung, von dem der Februarbrief spricht, garnicht zu IV, 2 und endlich stimmten auch die im selben Briefe stehenden Worte: «Ich befinde mich im tiefsten Wirbel der Handlung», nicht zu der sinkenden Handlung in V., sehr gut aber zu dem Höhepunkte des damaligen dritten Aufzuges.

Ganz ähnlich verfährt Kühnemann, der zunächst feststellt, daß Schiller die Szenen ziemlich in der Reihenfolge ausgeführt haben müsse, die sie im Drama jetzt hätten. In Bezug auf die Stellung des Auftritts «im Wirbel der Handlung» stimmt er völlig

mit Bellermann überein — denn die Gordonszene sei «ein breiter Ruheplatz der Handlung» — und ebenso in Bezug auf das Geistreiche und Poetische der Behandlung. Gordon spräche nicht poetisch-geistreich, sondern drücke nur die Empfindungen des Alltagsmenschen, der Welt, bei Wallensteins Tun und Falle aus. Großen Beweiswert schreibt Kühnemann den Schlußworten des betreffenden Gedankenganges zu: «Bei dieser Gelegenheit habe ich aber recht gefühlt, wie leer das eigentlich Moralische ist und wie viel das Subjekt leisten mußte, um das Objekt in der poetischen Höhe zu halten». Da mit Subjekt natürlich nicht Schiller selbst gemeint sei, sondern die Person, die das Urteil spräche, so könne sich das nur auf Max beziehen, der gerade in diesem Auftritte den ganzen Adel seiner Natur herauskehre, während Gordon in den Gesprächen mit Buttler nur ein Philister sei und garnichts leiste. Aber selbst wenn Schiller mit «Subjekt» den Dichter, also sich selbst, gemeint habe, so könnten sich die Worte auch nur auf den Auftritt II, 3 beziehen: denn er habe nicht auf Gordon, sondern auf Max alle Mühe verwandt, «um das Objekt in der poetischen Höhe zu halten.» — Es leuchtet wohl ein, daß die Beweise Bellermanns und Kühnemanns, die der Entstehungsgeschichte des Dramas entnommen sind, nicht so überzeugende Kraft haben, wie der aus dem Wortlaut des Februarbriefes entnommene; immerhin aber erscheint es mir glaubhaft, daß die Gordonszenen noch nicht geschrieben sein konnten, als Schiller Goethe die drei ersten Aufzüge vorlas. Denn am 9. III. 1798 waren nach Schillers Bericht an Goethe drei Viertel der ganzen, noch ungeteilten Arbeit fertig, also etwa bis zum Schlusse des zweiten Aufzuges von Wallensteins Tod. Dies las Schiller Goethe am 20. oder 21. März vor; am 21. März ist er «im» vierten Aufzuge, Anfang Mai erst «mit dem fünften Aufzuge» beschäftigt; am 15. August liest er dem Freunde die beiden letzten Aufzüge vor — soweit sie fertig waren.

Ganz unzutreffend scheint mir indessen Fielitzs Behauptung zu sein, daß die Auftritte Octavio mit Buttler, Isolani und Max notwendiger sein sollten als die Wallensteins mit Octavio, Max und Illo-Terzky. Die Auftritte Octavio mit Isolani und Buttler sind allerdings von größter Bedeutung für die Handlung; denn in ihnen wird uns an zwei vortrefflichen Beispielen der Abfall der Führer vor Augen geführt, und das mußte geschehen. Aber ebenso bedeutsam sind die Wallenstein-Auftritte, die den innersten Kern der Handlung enthüllen: das unerschütterliche Vertrauen Wallensteins auf Octavio und seine verhängnisvolle Verblendung dabei. Hingegen haben die Ausführungen Bellermanns und besonders Kühnemanns über die Beziehungen des Wortlauts des Februarbriefes zum Wallenstein-Max-Gespräche und den Gordon-Buttler-Auftritten etwas stark Überzeugendes. Doch wundert mich, daß man auf einen Unterschied dabei nicht eingegangen ist. Schiller schreibt nämlich in dem Februarbriefe von dem «ganz gemeinen moralischen Urteile über das Wallensteinsche Verbrechen» und in dem Briefe an Iffland: «Gordon spricht die Empfindung, ich möchte sagen, die Moral des Stückes aus!» Ich begreife nicht, wie Fielitz «das moralische Urteil über ein Verbrechen» und «die Moral des Stückes» zusammenwerfen kann! Moral, Empfindung des Stückes ist doch wohl als Grundgedanke des Stückes zu fassen! Diese «Moral des Stückes» aber ist doch nicht dasselbe wie ein moralisches Urteil über ein Verbrechen! Eine Nebenein-

anderstellung dieser beiden Briefstellen scheint mir klar zu beweisen, daß mit der ersten, im Februarbriefe, unser Gespräch, mit der zweiten, im Briefe an Iffland, das Buttler-Gordon-Gespräch IV, 2 gemeint sein muß.

Das moralische Urteil oder die sittliche Verurteilung spricht Max in II, 2 nicht einmal sondern öfters scharf und nachdrücklich aus:

«Ist das ein guter Krieg, den du dem Kaiser
Bereitest mit des Kaisers eigenem Heer?»
und: «Sieh, deine reinen, edlen Züge wissen
Noch nichts von dieser unglückselgen Tat!»
und: «Wirf ihn hinaus den schwarzen Fleck, den Feind!»
und ganz besonders:
«Nur zum Verräter werde nicht!»
und: «Wär es auch soweit,
Daß ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet!»

Diese Stellen genügen wohl, um die sittliche Verurteilung des Wallensteinschen Unternehmens durch Max zu beweisen.

Auch Gordon spricht IV, 2 von «Verräter» — aber in ganz anderem Tone: er fragt, ob es wahr ist, daß der Herzog ein Verräter sei. Er zweifelt also noch daran, und als er es dann doch einsehen muß, beklagt er den Herzog und sucht ihn zu entschuldigen.

«Zum Fallstrick ward ihm seine Größ' und Macht.»
und: «O schad' um solchen Mann!»

Auch dem Gefallenen hat dieser schlichte, einfältige, subalterne Geist seine Bewunderung noch bewahrt; wie begeistert zeichnet er das noch immer königliche Bild des Gewaltigen, wie schmerzt ihn der Undank der Tausende, die ihn verlassen haben, trotzdem er sie reich gemacht und — mit einem Seitenblicke auf Buttler — «vom Staube aufgelesen» hat; wie schwer wird es ihm endlich, dem entschlossenen Buttler die geforderte Hilfe zu leisten; wie furchtbar ist es ihm, diese Hilfe leisten zu müssen.

«Ja, dann ist
Nicht Rettung mehr für ihn; doch es ist hart,
Daß unter allen eben mich das Los
Zum Werkzeug seines Sturzes muß erwählen.»

Ich kann in allen diesen Worten keine Verurteilung des «Wallensteinschen Verbrechens» finden; wohl aber scheint mir in dem ganzen Auftritte «die Moral, die Empfindung» des Stückes ausgesprochen zu werden, und besonders an einer Stelle; nämlich:

«O schad' um solchen Mann; denn keiner möchte
Da feste stehen, mein ich, wo er fiel.»

Das ist der scharfe, treffende Ausdruck für das allgemeine Menschenschicksal, das uns der Fall Wallsteins in so ergreifender Weise predigt.

Das scheint auch Bellermann zu fühlen, wenn er, freilich an ganz anderer Stelle und in ganz anderem Zusammenhange, sagt: «Der Dichter steigt in den tiefsten Schacht des menschlichen Herzens, und wir fühlen überall den verwandten Ton des allgemeinen

Schicksals des Menschen, seines Hoffens und Begehrens, seines Fehlens und Strauchelns. Wer hätte nicht selbst schon einmal einen schmerzlichen Stachel im Herzen gefühlt, weil er «zu frei gescherzt mit dem Gedanken»? Wir empfinden, «wenn dieser Königliche fällt», mit innerem Behagen die Hinfälligkeit aller menschlichen Größe und geben Gordon recht, daß «keiner da feste stehen möchte, wo er fiel». — Kaum dürfte die tragische Furcht, das Gefühl der Substitution, sich zu erschütternderem Eindruck steigern lassen, als es in unserm Stücke geschieht! Das nenne ich den Ausdruck der «Empfindung», der Moral des Stückes, und die spricht eben Gordon IV, 2 aus. Auch Goethe hat versucht, diese Empfindung, Moral, diesen Grundgedanken des Stückes auszusprechen; er nennt ihn das «Objekt» des Stückes. Dies ist nach ihm: «Die Darstellung einer phantastischen Existenz, welche durch ein außerordentliches Individuum und unter Vergünstigung eines außerordentlichen Zeitmoments unnatürlich und augenblicklich gegründet wird; aber durch ihren notwendigen Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und mit der Rechtlichkeit der menschlichen Natur scheitert und samt allem, was an ihr befestigt ist, zu Grunde geht».

Man könnte versucht sein, zu zeigen, daß Goethe die Anregung zu dieser Fassung des dramatischen Grundgedankens aus der Buttler-Gordonszene geschöpft habe. Die «phantastische Existenz» — nämlich die des Herzogs — malt uns Gordon am Schlusse des Auftritts aus seinen persönlichen Erinnerungen an die gemeinsam mit Wallenstein verlebte Jugend; auch das «außerordentliche Individuum» wird uns durch Gordons Schilderung des noch im Sturze Königlichen eindrucksvoll vor Augen gestellt. «Die Vergünstigung eines außerordentlichen Zeitmoments, unnatürlich und augenblicklich gegründet» finden wir ebenfalls in Gordons Worten angedeutet:

«Doch unnatürlich war und neuer Art (augenblicklich gegründet!)

Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen:

Dem Kaiser selber stellte sie ihn gleich,

Der stolze Geist verlernte sich zu beugen.»

Die «gemeine Wirklichkeit des Lebens» und die «Rechtlichkeit der menschlichen Natur» sind zusammen verkörpert in Buttler und Gordon. —

Vielleicht unterstützt diese meine Konstruktion noch die Tatsache, daß dieser Bericht Goethes von Schiller mit verfaßt ist (vergl. Brief Schillers an Körner 8. V. 1799), wobei freilich Schiller zugibt, daß der ganze Aufsatz etwas eifertig aufgesetzt sei. Aber die Tatsache der gemeinschaftlichen Abfassung spricht dafür, daß Goethe bei Darstellung des «Objekts» dieses Auftritts vorgeschwebt habe, wie Schiller ja ausgesprochenermaßen (Brief an Iffland!).

Wenn mir nun gelungen sein sollte, durch meine Ergänzungen zu Bellermann und Kühnemann wahrscheinlicher zu machen, daß Schiller in seinem Briefe vom 27. Februar 1798 unsern Auftritt (II, 2) gemeint hat, so ist damit hinlänglich dargetan, daß der Auftritt mindestens dem Zwecke dienen sollte, eine Beurteilung des Wallensteinschen Verbrechens zu geben. Dazu hat Bellermann vortrefflich ausgeführt, weshalb es auch notwendig war, ein solches Urteil auszusprechen, und wie vortrefflich diese Notwendigkeit vom Dichter erfüllt ist. «Noch ein zweiter, ebenfalls nicht der Handlung, sondern

den Charakteren entnommener Gesichtspunkt geht unmittelbar aus dem großen Gegensatze hervor, der den Dichter zunächst bestimmte (Bellermann meint hier den gleich zu behandelnden Gegensatz zwischen dem Idealisten und Realisten). Ihm lag viel an der richtigen Beurteilung seines Helden in sittlicher Hinsicht. «Es kam dem Dichter darauf an, eine Person zu haben, deren Bewußtsein unverfälscht genug, deren Stimme bedeutend genug, deren Herz unerschrocken genug war, um die Tat, auch dem Feldherrn gegenüber, als das zu bezeichnen, was sie ist» (nämlich als Verrat). «Je mehr der Dichter diesen Beurteiler sittlich hob, je sicherer wir sind, daß er keine selbstsüchtigen Zwecke kennt, je tiefere Herzensneigung er ihm anderseits für den gewaltigen Mann lieb, je lauter also Max Wallensteins Heldengröße und alle hohen und liebenswerten Züge seines Wesens pries, desto eindringlicher und glaubwürdiger wurde er in seiner sittlichen Verwerfung der Tat.» —

Vielleicht könnte man sagen, eine solche Beurteilung des Wallensteinschen Verbrechens sei nicht nötig im Drama, zumal ja, wie übrigens auch Bellermann sehr gut gezeigt hat, schon Wallenstein selber zu der Ueberzeugung des Verbrecherischen seiner Tat gekommen war und deshalb sich vor dem letzten Schritte zum Abfall gescheut hatte — aber das zu entscheiden, ist hier schließlich nicht die Aufgabe; hier kommt es lediglich darauf an, zu zeigen, daß, da der Dichter das Bedürfnis offenbar gehabt hat, er es in diesem Gespräche und nicht in dem zwischen Buttler und Gordon getan hat.

Bellermann schreibt, wie schon erwähnt: «noch ein zweiter . . . Gesichtspunkt geht . . . hervor». Also muß Schiller nach Bellermanns Meinung auch einen ersten gehabt haben. Und so ist es. Auch in der Feststellung dieses stimmt Bellermann mit Kühnemann völlig überein, und ich kann mich beiden nur anschließen. Meine Aufgabe sehe ich hierbei allein darin, weiter auszuführen, was jene nur mehr oder weniger angedeutet haben.

Kühnemann sagt mit Bezug auf unser Gespräch: «Hier werden in abgeklärter Form die Gedanken und Motive zum Bewußtsein erhoben, aus denen heraus die Realisten handeln und im Gegensatz dazu diejenigen, welche die Idealisten leiten; der innerste geistige Kern des Dramas wird bloßgelegt». Und etwas allgemeiner Bellermann: «Schiller fühlte das Bedürfnis, jener Welt selbstsüchtiger und ehrgeiziger Bestrebungen, die sich um Wallenstein drängend und hemmend dreht, auch ein Bild reiner schöner Menschlichkeit gegenüberzustellen». «Schiller wollte in seinem Werke diese beiden Seiten der menschlichen Natur, die er in jener Abhandlung begrifflich entwickelt, gleicherweise zum Ausdruck bringen». «Jene Abhandlung» ist Schillers letzte große philosophische Schrift, die unter dem Sammelnamen: «Über naive und sentimentalische Dichtung» bekannt ist. Am Schlusse dieser Abhandlung bespricht Schiller den großen, die ganze Menschheit trennenden, grundsätzlichen Gegensatz des Idealismus und Realismus. Wir wissen, daß bei der Komposition des Wallenstein die dort gewonnene Erkenntnis verwendet worden ist; denn der «poetisch wichtigste Teil des Dramas, der der Liebe gewidmet ist», verdankt dieser Erkenntnis seine Entstehung. — Schiller schreibt

an Humboldt am 21. März 1796: «Wallenstein ist ein Charakter, der — als echt realistisch — nur im ganzen, aber nie im einzelnen interessieren kann. Ich habe bei dieser Gelegenheit einige äußerst treffende Bestätigungen meiner Ideen über Realismus und Idealismus bekommen, die mich zugleich in dieser dichterischen Komposition glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufsätze über den Realismus gesagt, ist von Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensakt groß; er hat wenig Würde und dergleichen». «Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen». —

Was hier zunächst auffallen könnte, ist, daß Schiller nur von Wallenstein, dem Realisten, spricht und garnicht von Max, dem Idealisten. Und doch war der Dichter schon damals eifrig mit dieser Gestalt beschäftigt; wir lesen nämlich in je einem Briefe an Goethe und Körner vom 28. November 1796, daß er den Hauptcharakter und die meisten Nebencharaktere nur mit der reinen Liebe des Künstlers behandle, durch eigene Zuneigung aber bloß für den nächsten nach dem Hauptcharakter interessiert sei: den jungen Piccolomini; gegen Körner erwähnt er auch noch Thekla. In Betreff der Gestaltung des Charakters Wallensteins verweist er also ausdrücklich auf seine Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. Bevor wir nun die Berechtigung dieses Hinweises prüfen, müssen wir uns zunächst fragen, ob denn ein solcher Auftritt überhaupt berechtigt ist und welche Rolle er im Haushalt des Dramas spielt.

Es ist klar, daß die beiden Gestalten — Max und Thekla — ihr Dasein einem Kunstgesetz, wie es Schiller damals als richtig und notwendig erkannt hatte, verdanken; wenn auch nicht, wie Werder meint, dem des Kontrastes, sondern vielmehr dem der Vollständigkeit. Der Dichter bemerkt nämlich in jener Abhandlung unter dem Abschnitt: Die sentimentalischen Dichter, daß der Begriff der Poesie kein anderer sei, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben. In dem Menschen aber ist, seitdem er in den Stand der Kultur eingetreten ist und die Kunst Hand an ihn gelegt hat, die sinnliche Harmonie aufgehoben, «und er kann nur noch als moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern». «Die Übereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande (dem der Natur) wirklich stattfand, existiert jetzt bloß idealisch». Demnach muß «im Zustande natürlicher Einfachheit, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt — die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen» — «im Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, oder was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen». Am Schlusse der Abhandlung lehrt nun Schiller, daß die Menschheit «in einem sich kultivierenden Jahrhundert» durch einen «radikalen Antagonismus» getrennt sei, nämlich den des Idealismus und Realismus. Er zeigt dann ferner, daß das System der Realisten und der Idealisten — jedes für sich betrachtet — einseitig ist. Das Ideal der menschlichen Natur, deren Gehalt reich ist, ist unter beide verteilt, von keinem völlig erreicht. Das ist ein Gedanke, der sich in den Ästhetischen Briefen

(Nr. 6) so wiederfindet: man müsse von Individuum zu Individuum herumfragen, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. — Der Dichter nun, der, wie oben gesagt, der Menschheit (der menschlichen Natur) ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben die Aufgabe hat, muß beide Systeme, oder richtiger gesagt, die Träger beider Systeme in einem vollkommenen Dichtwerke vereinen. Und nun prüfe man daraufhin den Wallenstein. Der geschichtliche Stoff bot dem Dichter nur Realisten, und seine Aufgabe forderte die Beseitigung dieser Einseitigkeit. Seine Gestalten zu idealisieren, wie er es früher wohl getan hatte, verbot ihm, «seine neue Methode zu arbeiten» (vergl. Brief an Körner 28. XI. 96) — so blieb ihm nichts weiter übrig, als, um jenen «reichen Gehalt der menschlichen Natur» möglichst allseitig zu erreichen, den Realisten die Idealisten in frei geschaffenen Gestalten gegenüberzustellen. Auf diese Weise vermied er auch, daß sein dort nur realistisches Gemälde sich nur grau in grau darbot: «Die finstere Gestalt Wallensteins und seiner Intriganten fordert gebieterisch die Einführung des glänzenden Max» (Freytag, Technik des Dramas). Und er erreichte zugleich die Vertiefung des sittlichen Konfliktes, was Kühnemann in seiner Abhandlung meisterhaft ausgeführt hat.

Wenn wir somit die Erklärung, warum Schiller die Gestalt eines Max in sein Drama einführte, in der Hand haben, so bedarf es kaum noch eines Beweises, daß der Dichter damit auch die Verpflichtung übernahm, uns den Realisten und den Idealisten in einem Auftritte — sie und ihre Anschauungen einander scharf gegenüberstellend — vorzuführen; das geschah in II, 2.

Wir können nunmehr an eine etwas eingehendere Betrachtung des Auftritts und damit die Erfassung seiner gedanklichen Übereinstimmung mit den Gedanken der philosophischen Abhandlung herantreten. Vorweg will ich bemerken, daß, wenn in unserm Drama die Vertreter der beiden Weltanschauungen, Idealismus und Realismus, einander gegenüber gestellt werden sollen, von vornherein anzunehmen ist, daß der Realist — der Anlage und dem Geiste des ganzen Dramas gemäß — dabei die Hauptrolle spielen wird; er wird also auch in diesem Auftritte den breitesten Raum einnehmen und schließlich den Platz behaupten. Beginnen wir daher mit der Betrachtung des Realisten!

Schiller läßt ihn in der Abhandlung «in Rücksicht auf das Theoretische» ausgezeichnet sein «durch einen nüchternen Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugnis der Sinne» und zeigt uns in dem Auftritte dementsprechend seinen Helden. Wallenstein stellt allein die ganz nüchtern betrachtete Lage in Rechnung und zieht lediglich aus ihr — unbeirrt durch Erwägungen allgemein moralischer Natur — seine Schlüsse: der Hof hat seinen Untergang beschlossen; drum ist er willens, ihm zuvorzukommen. Was er dabei zu wagen hat, ist ihm völlig klar, und er ist auf den Tadel der Welt gefaßt. Er kann aber nicht anders handeln, da der Fall einfach so liegt, daß er entweder Gewalt ausüben oder leiden muß: was ein Realist da zu wählen hat, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Aber das ist in dieser ganz gemeinen Wirklichkeit nun einmal nicht anders: «da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt»; da gilt es eben sich zu behaupten: «wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben». — Das ist Naturnotwendigkeit, und dem Realisten geziemt, wie Schiller in

seiner Abhandlung zeigt: «eine resignierte Unterwerfung unter die Notwendigkeit der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und was sein muß». Dementsprechend sagt auch Wallenstein, der Realist, zu Max: «Ergib dich drein, wir handeln, wie wir müssen». Und wenn Schiller in der Abhandlung von dem Wissen des Realisten spricht und wie er dazu gelangt — «auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er seine Einsicht» — so läßt er folgerichtig auch seinen Wallenstein sich auf einen «ähnlichen Fall» berufen:

«Was tu ich Schlimmres
 Als jener Cäsar tat, des Name noch
 Bis heut' das Höchste in der Welt benennet?
 Er führte wider Rom die Legionen,
 Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.
 Warf er das Schwert von sich, er war verloren,
 Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete». —

Vom Charakter seines Realisten sagt Schiller, er habe «Moralität», «aber diese liegt, ihrem Begriffe nach, in keiner einzelnen Tat». Ihrem Begriffe nach; dieser ist: Lauterkeit und Freiheit. Die einzelnen Taten des Realisten sind nun weder frei — sie sind ja, wie wir sahen, durch äußere Ursachen und äußere Zwecke bestimmt — noch lauter. Auch dies weiß Wallenstein:

«Nicht ohne Opfer macht man sie (die bösen, falschen Mächte!) geneigt,
 Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
 Die Seele hätte rein zurückgezogen.»

Und doch hat sein Charakter Moralität; «aber diese liegt . . . nur in der ganzen Summe seines Lebens». Auch hierfür finden wir in unserem Auftritt einen Beleg, freilich in einer später getilgten Stelle: Wallenstein sagt:

«Viel Großes wollen wir
 Und Treffliches zusammen noch vollführen.
 Und wenn wir nur erst würdig oben stehn,
 Vergißt man leicht, wie wir hinauf gekommen.
 Es trägt sich heute manche Krone rein,
 Die nicht so reinlich auch erworben worden!»

Wir haben bislang von den Prinzipien des Denkens und Handelns des Realisten gesprochen; wie sie von denen des Idealisten verschieden sind, so auch seine Urteile. «Der Realist wird fragen, wozu eine Sache gut sei, und die Dinge nach dem, was sie wert sind, zu taxieren wissen». . . . «Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeihen, nur das Willkürliche, das Exzentrische nicht».

Auch dem entspricht Wallenstein im 2. Auftritte. Wie er die Lage rein danach beurteilt, «wozu sie — ihm — gut ist» und danach ihren Wert — für sich — beurteilt, sahen wir schon; daß er niedrig und gemein handelt (und dazu das Urteil darüber nicht einmal scheut), muß er sich von Max sagen lassen, der sein Unternehmen als «Verrat» brandmarkt, als «schwarz, schwarz wie die Hölle»; und die Verurteilung des Willkürlichen findet sich in jenen bekannten Worten:

«Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
 Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide;
 Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
 Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.
 Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig,
 Böses oder gut — und was die Einbildung
 Phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen,
 Das bürdet sie den Sachen auf und Wesen.»

So stimmt das theoretische Bild des Realisten in der Abhandlung Zug für Zug überein mit dem des wirklichen Wallenstein im Drama, und mit dem Idealisten ist es ebenso.

Er wird zunächst ganz allgemein dahin charakterisiert, daß Schiller ihm am Schlusse von «Naive und sentimentalische Dichtung» einen «unruhigen Spekulationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt», zuschreibt; und im Handeln einen «moralischen Rigorismus, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen besteht». Dabei ist er «durch die Notwendigkeit der Vernunft bestimmt» und nimmt «aus sich selbst und aus der bloßen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive». Wir brauchen uns nur der eben angeführten Worte Wallensteins über Max zu erinnern, um die Ähnlichkeit zwischen Abhandlung und Drama (gewissermaßen zwischen Theorie und Praxis!) klar zu erkennen und zugleich uns zu vergegenwärtigen, daß Max das Unternehmen Wallensteins garnicht aus seinen natürlichen Bedingungen, etwa aus dem Zwange der Lage, wie Wallenstein es tut, beurteilt, sondern es «unbedingt» als Verrat verwirft und ein dementsprechendes Handeln vom Herzog verlangt. Während Wallenstein fragt: «Wozu ist der Krieg mit dem Kaiser mir gut?», fragt Max: «Ist er überhaupt gut?» Und er verneint natürlich die Frage.

Wenn Schiller sagt: «Was er (der Realist) liebt, wird er zu beglücken, der Idealist wird es zu veredeln suchen», so gibt er uns zwar für den ersten Teil des Satzes in Bezug auf Wallenstein in unserm Auftritte dafür keinen Beleg, doch wissen wir aus andern Stellen, daß die Behauptung für den Herzog zutrifft, aber daß Max den Freund mit seinen Mahnungen zu veredeln strebt, ist klar: er will ihm das Grundschlechte seines Tuns zu Gemüte führen und ihn davon zurückhalten. Und dabei zeigt er sich nicht etwa eng; er geht bis an eine äußerste Grenze, indem er dem Sichauswirken Wallensteins große Zugeständnisse macht, getreu seinem Bilde in der Abhandlung: «Der Idealist ist ein geschworener Feind alles Kleinlichen und Platten und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuren versöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt.» Damit vergleiche man eine getilgte Stelle:

«Was menschlich ist, geb ich dem Menschen zu,
 Und dem gewaltig strebenden Gemüt
 Verzeih' ich gern das Übermaß. Dir aber
 Besonders räum' ich Großes ein vor andern;
 Denn du mußt herrschend eine Welt bewegen,
 Dich tötet, was zur Ruhe dich verdammt.»

Wie stimmt dieser Schlußsatz mit Wallensteins eigenem Urteil überein:

«Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet!» —

Damit kommen wir endlich zu dem Schicksal des Realisten und Idealisten. Auch es ist verschieden, der Dichter zeigt es uns in der Abhandlung und im Drama. Dort heißt es: «er (der Realist) ist im Besitze, die Erde ist sein, und es ist Licht in seinem Verstande, und Zufriedenheit wohnt in seiner Brust!» Das trifft auf Wallenstein zu; er ruht selbstsicher in sich und seiner Anschauung, die ihm festen Boden unter die Füße gibt, er fühlt sich geborgen in der Abhängigkeit von der Naturnotwendigkeit. Darum die wundervolle Ruhe und Ergebung in alles, was kommen mag, in sein Schicksal: «Laß uns das Notwendige mit Würde,

Mit festem Schritte tun».

Und: «Gib mir sein (Cäsars!) Glück, das andre will ich tragen!».

Und demgegenüber Max, der Idealist! «Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit sich selbst, weder sein Wissen noch sein Handeln kann ihm Genüge tun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches, aber beschränkt ist alles, was er leistet.» Gewiß, auch der Herzog zerfällt mit dem Glücke, aber er zerfällt nicht mit sich selbst, wenigstens nicht dauernd: auch er muß kämpfen, aber er überwindet und findet Frieden in seiner Weltanschauung; vielleicht einen Frieden, um den wir ihn nicht beneiden werden! Aber Max zerfällt mit sich selbst, zerschellt an dem Unendlichen, das er von sich fordert. Das zeigt einmal der Auftritt, der ihn in einen «schmerzvollen Kampf» stürzt; das zeigt vor allem sein Ausgang: er kann aus dem Konflikte, in den ihn das Leben gestürzt hat, nur durch den selbstgewählten Tod heraus: «beschränkt ist, was er leistet!» —

Endlich hat der Auftritt II 2 auch noch eine Bedeutung für die Handlung als solche. Kühnemann sagt, daß Max in ihm die Gewißheit erhält, sich von Wallenstein losreißen zu müssen. Das ist richtig. Von diesem Standpunkte aus betrachtet reiht sich der Auftritt an die zwischen Oktavio—Buttler und Oktavio—Isolani an und steht im engsten Zusammenhange mit den Auftritten 18, 21 und 23 im III. Aufzuge.

Einmal gehört er also in die Reihe derer, in denen uns Schiller den Abfall der Generale zeigen wollte — und er konnte den Abfall des ganzen Heeres nur in dem einiger besonders Herausgegriffener zeigen. Er wählt Isolani, den Leichtsinigen, nur auf «Fortune» Bedachten, und Buttler, den Rachsucht auf Wallensteins Seite trieb, und den Rachsucht nun zurück zum Kaiser reißt, und Max, den Idealisten, der aus sittlichen Beweggründen die Sache des Herzogs verläßt. Dies durfte im Drama unter keinen Umständen fehlen. Die Loslösung jener vom Feldherrn ist rein äußerlich; Wallenstein selbst vergleicht den Abfall Isolanis mit dem Auffliegen des Vogels vom Zweige und sagt: «Mit meinem Glücke

Schloß er den Bund und bricht ihn, nicht mit mir.»

Die Loslösung Maxens vollzieht sich innerlich und äußerlich, die innerliche in unserm Auftritte. Sie wird aufs tiefste als notwendig begründet: dem Vater und seinen

Beweisen hat Max nicht glauben können, Wallensteins eigener Aussage muß er glauben und muß sich zugleich von der Unerschütterlichkeit seines Entschlusses überzeugen. Deshalb steht auch sein Entschluß fest. Er kommt zwar noch einmal, doch nicht zu bleiben — sondern Abschied zu nehmen; Eid und Pflicht gebieten es ihm. Er scheint zwar nochmals wankend zu werden — «weiß nicht, was er soll» — legt dann aber die Entscheidung in Theklas Hand, und Thekla kann nicht anders entscheiden, als Max längst entschieden hat. Und so vollzieht sich in diesem und dem folgenden — 23. — Auftritte nur die äußerliche Loslösung. Gerade aber die innerliche Trennung Maxens von Wallenstein zu zeigen, war vom dramatisch-technischen Standpunkte unbedingt notwendig, sowohl für das tiefere Erfassen des Seelenlebens als auch des daraus hervorstachsenden Handelns des Herzogs: die Blume ist hinfort weg aus seinem Leben, das Ideale, soweit er überhaupt Anteil daran hatte, hat sich von ihm gewandt; das gibt seinem Empfinden eine noch viel starrere Richtung und Entschlossenheit, die besonders scharf nach der Kunde von Maxens Tode hervortritt («Was nun schonen noch?»)

Dann aber ist die Loslösung Maxens von Wallenstein auch für die Handlung im ganzen insofern von Wichtigkeit, als, wie Bellermann sagt, «der Entschluß, den Max faßt, von der Art ist, daß dadurch eine letzte Hoffnung für Wallenstein vernichtet wird. Denn Max und die Pappenheimer sind von größter Bedeutung, sowohl als Masse, wie als Vorbild: Wallensteins Tat wäre (bei ihrem Bleiben) sofort im Bewußtsein vieler gehoben erschienen». —

Hiesige ist das nicht gleiche, sondern ein anderer, eigener Ausdruck, und so
 haben sich nicht nur die Begriffe, sondern auch die Vorstellungen, die
 damit verbunden sind, verändert. Es kommt vor, dass ein Wort, das
 in einem bestimmten Sinne gebraucht wurde, später in einem anderen
 Sinne gebraucht wird. Dies ist die Ursache, weshalb wir bei der
 Erklärung eines Wortes, das in einem bestimmten Sinne gebraucht
 wurde, auch auf die Veränderungen, die es in der Sprache erfahren
 hat, aufmerksam sein müssen.

Wenn wir die Geschichte der Sprache von Wachsen und Fortschritt im
 Auge fassen, so sehen wir, dass die Sprache, wie ein Organismus,
 sich fortwährend verändert. Die Sprache ist ein lebendes Wesen,
 das sich an die Veränderungen der äußeren Welt anpasst. Die
 Sprache ist ein Werkzeug, das die Menschen gebrauchen, um
 sich zu verständigen. Die Sprache ist ein Mittel, um die
 Gedanken der Menschen auszudrücken. Die Sprache ist ein
 Spiegelbild der menschlichen Seele.

Die Sprache ist ein Organismus, der sich fortwährend verändert. Die
 Sprache ist ein lebendes Wesen, das sich an die Veränderungen
 der äußeren Welt anpasst. Die Sprache ist ein Werkzeug, das
 die Menschen gebrauchen, um sich zu verständigen. Die Sprache
 ist ein Mittel, um die Gedanken der Menschen auszudrücken.
 Die Sprache ist ein Spiegelbild der menschlichen Seele. Die
 Sprache ist ein Organismus, der sich fortwährend verändert. Die
 Sprache ist ein lebendes Wesen, das sich an die Veränderungen
 der äußeren Welt anpasst. Die Sprache ist ein Werkzeug, das
 die Menschen gebrauchen, um sich zu verständigen. Die Sprache
 ist ein Mittel, um die Gedanken der Menschen auszudrücken.

Die Sprache ist ein Organismus, der sich fortwährend verändert. Die
 Sprache ist ein lebendes Wesen, das sich an die Veränderungen
 der äußeren Welt anpasst. Die Sprache ist ein Werkzeug, das
 die Menschen gebrauchen, um sich zu verständigen. Die Sprache
 ist ein Mittel, um die Gedanken der Menschen auszudrücken.